



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Drei Revolutionen in der deutschen Literatur : eine Studie : (Fortsetzung).

3

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ein sehr originelles Buch, recht eigentlich im Geiste der frühern „Kultur der Renaissance“ und wie diese ungemein gehaltvoll. Es ist kein Buch zum Lesen, sondern zum wiederholten Durcharbeiten; um es ganz zu würdigen, sollte man es in Bezug auf den einzelnen Inhalt mit Burckhardts ältern Büchern vergleichen, dann ist der Gewinn doppelt groß. Die Sprache des Buchs ist in ihrer Art meisterhaft. Wer da von lebendiger, anschaulicher Schilderung oder von erschöpfender Charakterisierung sprechen wollte, hätte selbst ganz den Ton verfehlt. Erschöpfend charakterisiert Burckhardt überhaupt nie, auch im Cicerone nicht, er hat immer, schon durch die äußerlich einkleidenden Redewendungen, die er liebt, etwas vom Stil des Fragmentisten. Das anschauliche Schildern aber, das im Cicerone noch vorkommt, hat hier durchaus dem Betrachten Platz gemacht; der Stil ist sententiös und dabei von großer Knappheit. Es ist die Sprache eines mit der Sache ungewöhnlich Vertrauten, und es sind Worte, gewissermaßen vor dem Gegenstande selbst gesprochen. Wer den Ausdruck verstehen und ihn treffend, oft ganz überraschend treffend finden will, muß den Gegenstand kennen.

Ich hätte darum noch einen Wunsch. Das Buch ist gut ausgestattet, aber dafür, daß es ein so hervorragendes Buch ist, doch sehr einfach, und es ist ohne alle Abbildungen. Es sollte also, wenn diese Auflage hoffentlich schnell verkauft sein wird, eine neue auf etwas besserem Papier gemacht werden und mit sehr vielen guten Autotypien in kleinem Maßstabe, wie sie das mehrfach erwähnte Werk von Wölfflin enthält. Dann würden Burckhardts „Beiträge zur Kunstgeschichte in Italien“ ein Buch für noch viel mehr Leser werden und ein Schatz für immer sein.



## Drei Revolutionen in der deutschen Litteratur

Eine Studie

(Fortsetzung)

3



ie jungdeutsche Litteratur- und die radikale Lyrikergruppe der vierziger Jahre waren nicht nur ihren Zielen, sondern auch den Personen nach viel schärfer getrennt, als die freie und die ultramontane Romantik; immerhin nahmen Gutzkow und Wienberg, seit dem Auftreten Herweghs und Dingelstedts, die Miene an, sich niemals gegen die künstlerische Form als solche aufgelehnt und die Mischprodukte der dreißiger Jahre immer nur als Übergänge betrachtet zu haben. Die Lobredner der politischen Lyrik aber betonten gewaltig, daß der geistige

Gehalt des Liberalismus, der Hegelschen Philosophie und der neuern Litteratur in den Klängen der politischen Lyrik mit enthalten seien; Arnold Ruges „Deutsche Jahrbücher“ wiesen die Anschuldigung, daß der Geist dieser jüngsten Dichtung nur verneinend sei, mit dem Trumpf zurück: „Man gebe sich nur einmal die Mühe verschrieene Negation näher anzusehen, und man wird finden, daß sie durch und durch selbst Position ist. Für diejenigen freilich, die das Vernünftige, den Gedanken, weil er nicht stillsteht und sich bewegt, für nicht positiv erklären und deren kraftloses Epheugemüt einer alten Mauerruine, eines Faktums bedarf, um sich an ihn zu halten, für die ist aller Fortschritt Negation. In Wahrheit aber ist der Gedanke in seiner Entwicklung das allein Ewige und Positive, während die Faktizität, die Außerlichkeit des Geschehens eben das Negative, Verschwindende und der Kritik anheimfallende ist.“ Robert Prutz, selbst einer der Hauptvertreter der politischen Lyrik, erwies mit unermüdlicher Betriebsamkeit, daß alle Herrlichkeiten des prosaischen Jahrzehnts der aus der Philosophie gebornen freien Gedanken und der ersten politischen Regungen geläutert und verklärt in der Oppositions poesie wiederkehrten. Rudolf Gottschall, der sich ihr in früher Jugend angeschlossen, rühmte ihr noch Jahrzehnte später nach, daß die politische Lyrik die „Erbchaft Börnes“ angetreten habe. „Weder Heines zerrissene Form, noch das ahnungsvolle Irrlichtelieren unbestimmter Phantasien konnte ihr genehm sein; sie brauchte Energie des Ausdrucks, Ganzheit und Geschlossenheit der Kunstform, Pathos und ernsten würdigen Mannesschritt, statt aller phantastischen und frivolen Seitenpas. Die politische Lyrik parodierte die Romantik nicht mehr; sie betrachtete jede Donquixoterie als geistig überwunden und wandte sich in unmittelbarem Anlaufe gegen den Staat und die Gesellschaft, insoweit beide nicht mehr den idealen Ansprüchen genügten. So schloß sie sich an den junghegelschen Radikalismus an. — Die politische Lyrik trat mit Begeisterung für das öffentliche Leben auf, das sie durch die Macht des Gedankens in Fluß bringen wollte,“ worauf sich bekanntlich die antilyrischen und antikünstlerischen jungdeutschen Halbblattristen auch berufen hatten.

Und zum drittenmale wird der Nachweis der Übereinstimmung oder vielmehr der Nachweis geführt, daß die symbolistische Poesie in natürlicher Steigerung aus der naturalistischen erwachsen sei. Wenn hierbei die kritischen Vertreter der „modernsten Moderne“ immer wieder auf Ibsen pochen, so wissen sie wohl, was sie thun, denn in der That fließt in dessen Dramen die Energie einer ganz konkreten Schilderung zumeist widerwärtiger und krankhafter Individuen mit einer hineingeheimnisten symbolischen Bedeutung und mystischen Allgemeingiltigkeit ihrer Antriebe und Irrtümer zusammen. Aber natürlich genügt dieser Symbolismus den Äußersten nicht. Und ganz unumwunden meint denn auch ein poetisch kritischer Hauptvertreter des Symbolismus, daß er die vorausgegangnen Phasen der Entwicklung alle in sich schließe. Denn „in dem gemeinsamen Ansturm der Individualisten und der Sozialisten drückt

sich für den Kulturästhetiker gar nichts weiter als die Thatsache aus, daß dem modernen Menschen das Dogma der Nächstenliebe schon genug in Fleisch und Blut, ins sinnliche Gemüt, ins Unwillkürliche übergegangen ist, um es nun entbehren zu können und im Kampf für neue Seelengüter immer entbehrlicher zu machen. — Die Menschheit wird sich vom Kampf um ethische Normen, von Zwangseinrichtungen und Schutzvorschriften für das Sineinanderwirken der Gesellschaft und des Einzelnen, überhaupt je länger je mehr befreien, je ästhetischer sie nämlich wird.“ Herr Richard Dehmel stellt uns dieses Idealziel, dem die symbolische Dichtung die Menschheit entgegenführen soll, und die Behauptung, daß der „autonome Egoismus um der Selbstergründung willen, lediglich ein Mittel zur Ersteigung abnormer Bewußtseinsstufen darstellt, also die Gesellschaft fördert“ nicht etwa im blutigen Hohn, sondern im vollen Ernst vor Augen, denn „die Gattungstrieb treiben sich gegenseitig zur Entfaltung und schützen einander vor Überwucherung.“ Die symbolische Dichtung schließt, scheint es, alle Naturkraft und Weltfülle in sich, wie der — autonome Egoismus die — Nächstenliebe.

Gemeinsames Kennzeichen aller Revolutionen, besonders der litterarischen, ist endlich die leidenschaftliche Feindseligkeit gegen eine hervorragende Gestalt aus dem Kreise der Gegner, die sich in politischen wie litterarischen Revolutionen in dem Maße steigert und erhitzt, wie sich die feindselig Schmähenden bewußt werden, daß sie mit ihrer Leidenschaft allein stehen und die Welt gute Gründe hat, die Lästerung vom Urteil zu unterscheiden. Ganz so sinnlos gellend, wie die Pariser Jakobiner „Tod Pitt und Koburg!“ schrieen, während sie kaum wußten, wer die Leute waren, sind natürlich die Losungen litterarischer Parteien nicht. Aber interessant und charakteristisch bleibt es, wie auf dem Höhepunkte der romantischen Bewegung nach und nach Goethe (den die Gebrüder Schlegel ursprünglich noch als den einzigen wahrhaften Dichter der Gegenwart gepriesen hatten) an die Stelle Schillers trat, das heißt immer mehr zum Zielpunkt des Mißwillens und Mißurteils der Romantiker wurde. Immerhin trugen die erbitterten Romantiker, bis auf wenige Ausnahmen, in sich eine gewisse Scheu, ihre Geringschätzung und ihren leidenschaftlichen Ingrimm öffentlich zu bekennen und tauschten sie zumeist in Briefen aus, die zum Teil erst lange nach ihrem Tode gedruckt worden sind.

Was sie in diesem Punkt etwa verabfümt hatten, holten zwei Jahrzehnte später die Jungdeutschen nach, vor allen Wolfgang Menzel, der trotz seiner spätern Feindseligkeit gegen Gutzkow und dessen Genossen die hölzerne Brücke von der Romantik zum jungen Deutschland schlug und den stillen und lauten Haß gegen Goethe der neuen Generation von 1830 getreulich überlieferte. Doch wurde schon um die Mitte der dreißiger Jahre von den Jungdeutschen eine Frontveränderung beliebt, und die „Theaterbildung“ Goethes, von der Theodor Mundt gesprochen hatte, verwandelte sich wieder in die tiefe und freie Weltbildung. Der von den Jungdeutschen ohne Wandel und allseitig

befehdete Dichter und Schriftsteller blieb Ludwig Tieck. Nicht die wirklichen Mängel seines improvisatorischen Talents und die Neigung des Dichters zum geistreich Formlosen und Fragmentarischen, in denen er ganz entschieden Berührungspunkte mit Jungdeutschland hatte, sondern die Vorzüge des Dichters und sein unverwüßliches Grundgefühl für das Ganze des Lebens und das Elementare in der Poesie, die Größe seiner Litteraturauffassung und Litteraturkenntnis machten den Begründer der modernen Novelle zum Gegenstande der gehässigsten, unablässigsten Angriffe.

Für die Modernen muß Paul Heyse die Rolle übernehmen, die die spätere, die intime Romantik Goethe und das junge Deutschland Tieck zuteilten. „Männer wie Paul Heyse, läßt sich Wilhelm Weigand vernehmen, sind bei aller Begabung fast nie das Glück einer Litteratur, ja eher ein Unglück zu nennen, insofern sie als Pfleger eines gealterten engen Geschmacks die Bildung neuer Formen mit neuem Gehalt verhindern. Sie sind geborne Epigonen: die Schönheit der übernommenen Form wird zur charakterlosen Glätte, die Pflege des Idealen zur Feigheit vor den schrecklichen Seiten und Problemen des Lebens, die bewußte Künstlerschaft zu leichtem Epitüräertum, und ehe man sichs versteht, ist auch die Manier da.“ Nun sind wir sicher der Meinung, daß Paul Heyse weder ein Goethe noch ein Tieck ist, aber es stimmt zum Nachdenken, daß nahezu mit denselben Worten Goethe von den Heißspornen der Romantik und Tieck von denen des jungen Deutschlands charakterisiert und „vernichtet“ worden ist.

Die Vergleichung der drei litterarischen Revolutionen und der in ihnen wiederkehrenden Erscheinungen könnte noch ein gutes Stück weiter verfolgt werden. Nicht uninteressant würde es sein, mit dem jedesmal erklingenden leidenschaftlichen Schrei nach Natur die ebenso jedesmal auftauchende Vorherrschaft der gequältesten Reflexion und die Lobpreisung abstruser litterarischer Gelehrsamkeit im einzelnen zu vergleichen. Doch für unsern Hauptzweck haben wir schon zu viel der Einzelheiten erörtert, und es gilt die entsprechenden Folgerungen aus ihnen zu ziehen.

Sucht man den Kern der zahllosen theoretischen Schriften, die in allen drei Revolutionen verfaßt worden sind und jedesmal einen Teil des Publikums mit fortgerissen, überzeugt oder doch in seinen Überzeugungen beirrt und unsicher gemacht haben, so ist es überflüssig, auf die Grundverschiedenheit der Anschauungen der Romantiker, der Jungdeutschen und der Modernen hinzuweisen. Jedermann kennt sie, und eine beständig wachsende Litteratur sorgt, wenigstens für die Romantik und das junge Deutschland, daß auch die verborgensten Einzelheiten und die unwesentlichsten persönlichen Schwankungen des litterarischen Glaubensbekenntnisses bei den Vertretern jeder Schule erörtert werden. Von viel größerer Wichtigkeit ist eine allgemeine Erscheinung, die sich bis auf diese Stunde in der ästhetisch-kritischen Agitation wiederholt, und die darin besteht, daß durch eine entscheidende Weglassung aus richtigen, an

sich unbestreitbaren Vorderfäßen falsche Schlüsse gezogen und als Wahrheiten verbreitet werden. Es ist ja gewiß, daß im guten oder schlimmen Sinne jede Generation wirklich schöpferischer Talente der Natur und dem Leben neue Gestalten, Stimmungen und Schilderungen abgewinnt, es ist natürlich und wenigstens begreiflich, daß in revolutionären Perioden gerade dieser Neugewinn überschätzt und einseitig bevorzugt wird, es ist ferner unleugbar, daß auch längst bekannte Erscheinungen der Welt und der Menschheit durch die Gesamtanschauung einer neuen Schule wie einzelner großer Dichter in eine neue Beleuchtung gerückt werden können.

Weil dies so ist und immer so sein wird, unterliegt die revolutionäre Parteikritik nur allzu oft, und vorzugsweise in den litterarischen Revolutionen, die wir hier im Auge haben, der Versuchung, die Hauptsache zu vergessen und zu verschweigen, daß nämlich auch die größte Summe dessen, was neue Dichter und Künstler neu zum Bilde der Welt hinzubringen, was sie in neuer Auffassung, größerer Schärfe der Wirklichkeit, mit tieferm Eindringen als seither schauen und darstellen, doch nur ein Teil, meist ein verschwindender Teil der gesamten Natur und des gesamten Lebens ist. Das Kunstgigerl aller Zeiten, der dilettantische Tropf, der die jedesmalige Mode für die normale Tracht hält und gerade Empfänglichkeit und Urteil genug hat, das äußerlich Neue vom Überlieferten unterscheiden zu können, bildet sich immer aufs neue ein, daß Shakespeare und Goethe Welt und Leben falsch gesehen und unzulänglich wiedergegeben hätten. Dieser Gesell sah in den Tagen Tiecks und Hardenbergs nur in deren Gebilden Natur und Seele, schwor in den Tagen der Jungdeutschen nur auf Heines Gefühl und Witz, auf Börnes politischen Zorn und Freisinn und schwört heute wieder, je nachdem, auf die erschütternde Wirklichkeitschilderung von Hauptmanns „Webern“ und „Fuhrmann Henschel“ oder auf die symbolische Tiefe der „Versunkenen Glocke“ und des „Mitmenschen“ von Richard Dehmel. Und alle dreimal stellte und stellt er sich an, als ob das gesamte Leben in den kleinen neugewonnenen Teilen aufgegangen sei, als ob der heute zum erstenmal erblickte oder dem Felsen entschlagne Quell den Strom und das Weltmeer aufgetrunken habe.

Schlimmer als dieser Kunstfreund wirkt in allen litterarischen und künstlerischen Revolutionen der Ästhetiker und Kritiker, der den Glauben verbreiten hilft, daß gerade die neuste Entwicklung alle vorangegangnen überflüssig mache, weil sie die vorangegangnen einschließe. Dem schaffenden Dichter und Künstler, der einen neuen Brunnen des Lebens erschlossen, neue Erscheinungen des Daseins erfaßt hat, ist es leicht zu verzeihen, wenn er sich über das Verhältnis seines Neuen zum Ganzen der Welt täuscht, auch wird der Schaffende, sofern er der echte ist, in allen Perioden der Kunst, nach rasch verfliegender revolutionärer Blut, den zerrissenen Zusammenhang mit der Natur und dem Leben, die vor ihm waren und nach ihm sein werden, um so rascher wieder gewinnen, je tiefer, natürlicher und wertvoller das Besondere ist, das er zuerst geschaut

und gestaltet hat. Der Kritiker hingegen, der ganz wohl weiß, daß die Geschichte der Dichtung eine Kette von Entwicklungen ist, in der die Glieder so wenig wie irgend welche Zeiten der Geschichte, nicht bloß um der folgenden Glieder, sondern um ihrer selbst willen da sind, der aber die Miene annimmt, als ob das letzte im Augenblick angefügte Glied der Kette ein Zauberring sei, der alle Entwicklungen mit umspannt, hilft jedesmal nur die Verwirrung des Augenblicks vermehren.

Dieser Zug, die sophistische Täuschung, die irgend einen Teil für das Ganze ausgiebt, ist den kritischen Vorkämpfern revolutionärer literarischer Bewegungen besonders eigentümlich. Wir haben schon daran erinnert, daß Friedrich Schlegel die romantische Dichtart „allein“ für „unendlich“ erklärte. Und energisch sagte er mit bestimmter Beziehung auf die Romantik: „In allem, was der Künstler macht, kann nichts Unnatürliches sein, denn wenn er als Mensch auch auf den allertollsten Gedanken verfällt, so ist er doch schon gerade darum natürlich. Was auch der Künstler thut, es ist wohlgethan.“ Der „wahre Dichter“ allein, der ihm mit dem „echten Romantiker“ identisch ist, „führt das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus und durch diese hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entscheidung. Dadurch greift seine Darstellung in die Zukunft ein und stellt uns die Geheimnisse des innern Menschen vor Augen.“ Gegen die Anschuldigung, der Klarheit zu ermangeln, schleuderte Görres den Satz: „Nicht helle Klarheit soll von dem Kunstgebilde strahlen, nicht durchsichtig soll sich sein Innerstes dem Blick erschließen: eine liebliche Dämmerung, ein gefälliger Schein soll um seine Oberfläche spielen und uns in seine unergründliche Tiefe laden. Das Tiefverborgne, das Unausprechliche ist der wesentliche Reiz der Kunst, sie bedarf der Wahrheit nicht, denn Psyches Lampe macht den Amor fliehn, das Licht thut dem Gemüte nicht not.“ Und die naheliegende Anschuldigung, daß die romantische Poesie vielfach ins spielerisch Richtige, Kleinliche hinüberschwanke, suchte August Wilhelm Schlegel bei Gelegenheit seiner Anzeige von Tiecks Volksmärchen mit dem Satze zu entkräften: „Die Unschuld einer Muse, welche weder ein bloß leidenschaftliches Interesse zu erregen sucht, noch dem gröbern Sinne schmeichelt, noch moralischen Zwecken frönt, kann leicht als Unbedeutendheit mißverstanden werden.“ Überall liegt diesen kritischen Aussprüchen die Forderung oder vielmehr die Zumutung zu Grunde, das neue Einzelne für das große Ganze der Poesie, die jüngste Erscheinung für die Totalität der Welt zu halten.

Noch fanatischer und anspruchsvoller zeigen sich die kritischen Vorkämpfer des jungen Deutschlands. Über die Unzulänglichkeit des Mischstils von Poesie und Publizistik half nur die freche Zuversicht hinweg, daß in ihm weder Vergangenheit noch Gegenwart, sondern lauter Zukunft enthalten sei. „Alle Schriften, die unter der Atmosphäre dieser Zeit geboren werden, sehen aus wie Reisebücher, Wanderbücher, Bewegungsbücher,“ ruft Theodor Mundt. „Die neueste Ästhetik wird sich daran gewöhnen müssen, diesen Terminus

ordentlich in Form Rechts in ihre Theorien und Systeme aufzunehmen. Die Zeit befindet sich auf Reisen, sie hat große Wanderungen vor und holt aus, als wollte sie noch unermessliche Berge überschreiten, ehe sie wieder Hütten bauen wird in der Ruhe eines glücklichen Thales. Noch gar nicht absehen lassen sich die Schritte ihrer befriedigungslosen Bewegung, wohin sie dieselben endlich tragen wird, und wir alle setzen unser Leben ein, an ihre Bewegung, die von Zukunft trunken scheint. Und daher das Unvollendete dieser Bewegungsbücher, weil sie noch bloß von Zukunft trunken sind und keiner Gegenwart voll.“ Obgleich Gukow wußte, daß die Tendenz in ihrer Allgemeinheit der Wahrheit des Individuums wie der Schönheit der Form ermangelte, orakelte er dennoch: „Wüßten wir nicht, daß das neunzehnte Jahrhundert um so viel poetischer ist, als das achtzehnte prosaisch war, so würden wir nicht begreifen, wie in so kurzer Zeit sich alle Gesichtspunkte der Litteratur umwerfen konnten. Früher hielt man es für genialisch, der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglase zu verschütten, sie zu ignorieren im gelindesten Falle, jetzt dagegen wird es für die Weihe des Genius gehalten, die Freundschaft der Zeit zu besitzen, ihr junger Vertrauter, ihr Herold und Apostel sein. — Die Litteratur ist die Zuflucht geworden für die Hoffnungen und Interessen, die eigentlich der Staat zu befriedigen hat. In Zeiten der Tyrannei sucht man in der Poesie die Garantie seiner natürlichen Freiheit. Die Strahlungen der Überzeugung und des freien Gedankens finden dann in der Litteratur ein Medium, das ihr Licht in das milde Farbenspiel einer gebrochenen Reflexion leitet, welches eher Duldung findet. — Die Tendenz ist kein Spiel, sie muß siegen oder besiegt werden, weil sie auf Interessen beruht.“

In einer Besprechung von Laubes „Reisenovellen“ heißt es: „Der volle Augenblick schließt alles Wertvolle der Vergangenheit mit ein. In dem freudigen Lebensgenuß, dem politischen Hochgefühl des freien Menschen liegt alles — Laubes goldner Sonnenschimmer des Tags birgt Hölty'schen Mondschein mit obligater Wehmut, Goethischen Morgenglanz und Liebeseligkeit in sich.“ Diese überschwängliche Kritik könnte man allenfalls für eine bloße Trompetenfanfare halten, aber es ist offenbar bitter ernst gemeint, wenn Gukow erklärt: „So ist mit einem Worte die neuere Poesie trotz ihrer Anknüpfungen an frühere Zustände immer in unmittelbarer Nähe des Moments; sie bekämpft denselben, sie unterwühlt oder sie verachtet ihn, indem sie ihn ignoriert. Es liegt in all den beliebigen Richtungen, welche neuere Dichter genommen haben, doch immer wieder eine Straße, wo sie auf die Gegenwart zurückkommen. — Zu allen Zeiten hat es für eine Gattung der Poesie mehr Gunst der Umstände gegeben, als für die andre. Im Roman hauptsächlich sprechen sich alle Anforderungen aus, welche die Menschen heut an die Poesie machen. Wie in alten Zeiten das Drama alle Gattungen der Poesie in sich vereinigte, so soll jetzt der Roman vom Wesen aller derselben einen Anklang geben, sodaß die

Poesie des Reimes jetzt weit weniger gepflegt und beliebt ist, als die in prosaischer Form auftretende, wo das schöne Sineinanderspiel von Kunst und Leben anschaulicher wiedergegeben werden kann.“ Also immer wieder die Vorstellung, daß das Neue auch das Ganze, der Augenblick mit seinen zufälligen Interessen das Leben und die Welt sei.

Dem entsprechend zeigt sich auch die vorkämpfende Kritik der „Moderne“ von der erhitzten Stimmung erfüllt, die „dem kommenden Nervenmenschen, der nur mit den Nerven erlebt, mit den Sinnen, mit dem Gehirn, der nichts empfindet, der weder leidenschaftlichen Glan noch Pathos kennt“ (H. Bahr), alle Vorzüge und Eigenschaften der Vergangenheit und natürlich viel neue dazu zuweist. Die ingrimmigste Fehde der einzelnen Gruppen und Kliken innerhalb der revolutionären Partei hebt deren gemeinsamen Anspruch nicht auf, daß die Besonderheit jeder einzelnen Gruppe oder Clique alles einschließe, was überhaupt poetisch darstellbar und noch darstellenswert sei. Die Zuversicht der Theoretiker der jüngsten litterarischen Revolution kommt jener der Vertreter der romantischen und jungdeutschen Revolution völlig gleich, ja übertrifft sie noch in dem Maße, als sich das naturwissenschaftliche Selbstbewußtsein des gegenwärtigen Geschlechts über das historisch-ästhetische vergangner Tage erhebt. „Im Angesicht von Gesetzen — heißt es in W. Bölsches »Naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomena einer realistischen Ästhetik« — können wir die Frage aufwerfen: Wie wird der Held meiner Dichtung unter diesen und jenen Umständen handeln? Wir fragen zuerst: Wie wird er denken? Hier habe ich die äußere Ursache, was findet sie in ihm vor? Was liegt als Erbe in seinem Geistesapparat, was hat die Bildung und Übung des Lebens darin angebahnt, welche fertigen Gedankenlinien wird jene äußere Thatsache erregen, wie werden diese sich hemmen oder befördern, welche wird siegen und den Willen schaffen, der die Handlung macht? — Eine derartige Dichtung wäre in der That eine Art von Mathematik, und indem sie es wäre, hätte sie ein Recht, ihr Phantasiwerk mit dem stolzen Namen eines psychologischen Experiments zu bezeichnen. — — Wenn die Litteraturgeschichte dereinst mit dem Werkzeuge einer geläuterten darwinistischen Methode die Wurzeln dessen aufdecken wird, was wir jetzt Realismus in der Poesie nennen, so wird der Haß der gereizten Parteien sich versöhnen müssen in der Erkenntnis ihres gemeinsamen Ursprungs. — — Indem wir scheinbar neue Wege wandeln werden, werden wir unbewußt doch nur das bessere Teil unsrer großen litterarischen Vergangenheit aufbauen.“ Die Überlegenheit der Moderne gegenüber aller Vergangenheit bleibt dem Ästhetiker (der nebenbei gesagt das Geistvollste und Sachlichste zu Tage fördert, was bisher zu Gunsten der jüngsten Revolution geltend gemacht worden ist) gleichwohl unzweifelhaft: „denn hohe Ideen aus der Sonne zu lesen, ist unverhältnismäßig viel leichter als aus einem Sandkorn.“

Edgar Steiger, der Verfasser der vielgenannten sozialdemokratischen „Zwickauer Dramaturgie,“ spricht wiederum zwar der ersten augenblicklich waltenden Generation der Moderne die Müdigkeit der Kinder einer „dem Untergange geweihten Kulturwelt“ zu und läßt diesen Kindern entweder nur die wehklagenden Delirien des Todeskampfes oder die Fähigkeit, „dem sterbenden Verbrecher Kapitalismus“ einen immer schärfern Spiegel seiner Sünden vorzuhalten. Dafür aber soll der Dichter der Zukunft — der morgen oder übermorgen erscheinen kann, wäre nur erst der große Krach da — ein Starker, ein fröhlicher Überwinder, ein „Thatmensch des neuen Jahrhunderts sein, der von seinem Vorgänger die neuen Augen und die feinen Nerven und den nach innen gewandten Blick geerbt, aus der Tiefe der gärenden Volkskraft aber die Lebensfreude und die Hoffnung und den Mut und die Kraft und die Selbstherrlichkeit geschöpft hat,“ der mit Leichtigkeit hinausgelangt „aus der drückenden Enge und der verdorbenen Stieluft, in der die Stimmungsmenschen langsam verglühen, auf das stürmende Meer des großen Lebens, wo der freie Wille mit den Naturmächten kämpft, wo in der Ferne wie das helle Licht eines Leuchtturms das neue moralische Ideal der Zukunftsmenschheit winkt.“ Darauf, daß wir schwer begreifen, warum und wiefern gerade in dem grauen Einerlei des großen allgemeinen Zuchthauses, das uns die soziale Revolution verheißt, die Lebensfreude gedeihen und der freie Wille, den Philosophie und Naturwissenschaften um die Wette eingeschart haben, leuchtend auferstehen soll, darauf kommt es hier gar nicht an, sondern auf die überraschende Tatsache, daß alle beiseite gestoßen und mit Achselzucken begrüßten, wohl gar als „akademisch“ verfemten Eigenschaften der großen, die Welt als ein Ganzes fühlenden und fassenden Dichtung nun mit einemmale wieder in Sicht sind. Was wir in der Dichtung der Gegenwart schmerzlich vermissen, was aber angeblich überwunden, entbehrlich und unbrauchbar war, soll „künftig“ alles wieder aufleben. Nichts wird der poetischen Zukunft fehlen, was die Vergangenheit groß gemacht hat, und alles wird ihr dazu geschenkt sein, was der Augenblick erringt.

Es ist immer dieselbe Taktik revolutionärer Parteien, die in diesem Doppelspiel zu Tage tritt. Im Anfang die wildeste Verneinung, die alles, was besteht, mit Mephistopheles darauf ansieht, daß es wert sei, zu Grunde zu gehen, die leidenschaftlichste Lästerung der gewordenen Größen, die schrankenlose, ja oft sinnlose Anpreisung des Neuen. Sodann aber, wenn sich ergibt, daß die beharrenden Mächte des Lebens wie der Kunst unüberwindlich sind, der Versuch, dem engsten Parteiprogramm, dem eignen ästhetischen Modedogma die Weltweite, die Tiefe, Fülle und allgemeine Bedeutung eines Evangeliums zuzusprechen. Würde man nicht, wie abhängig die Mehrzahl der Menschen von einem immer und immer wieder behaupteten Satz ist, wie kurzfristig der Blick der Meisten ausschließlich am Nächsten haftet, wie unmöglich es viele dünkt, sich vorzustellen, wie die heute gepriesenen Erscheinungen etwa in einem Vierteljahrhundert aussehen werden, so würde es erstaunlich und unbegreiflich sein,

daß jener Versuch immer wieder Gläubige findet. „Die Macht des geistreich aufregenden Wortes, den Zauber der Formel und der Pointe,“ die R. Hayn in seinem vorzüglichen Buch „Die romantische Schule“ den Künsten der romantischen Parteitaktik und Parteiästhetik besonders zuspricht, wirken in allen revolutionären Perioden aufs neue. Gewisse Leute wissen auch aus dem Nachweis der immer gleichmäßigen Wiederholung überreizter Ansprüche und leidenschaftlich-einseitiger Anschauungen nur herauszulesen, daß es ein Gesetz sei, was in dieser Wiederholung zu Tage trete. Bis zu der alles entscheidenden Frage, ob dieses „Gesetz“ ohne weiteres zu denen gerechnet werden müsse, denen sich Empfindung und Urteil unterzuordnen haben, versteigen sie sich nicht. Wir aber leben des Glaubens, daß diese Frage vor allem gestellt und klar beantwortet werden müsse.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sozialreform im Staatsdienst. Im Reichsanzeiger ist kürzlich an die Adresse der Reichs- und preussischen Staatsbeamten eine Warnung veröffentlicht worden vor der Teilnahme an Vereinen, die, wie es wörtlich heißt, „beabsichtigen, durch den massenhaften Zusammenschluß von Vereinsmitgliedern einen Druck behufs Durchsetzung ihrer Forderungen auf die obersten Reichs- und Staatsbehörden zu üben und die Erreichung ihrer Forderungen nicht von der Fürsorge des Reichs und des Staats erwarten, sondern dieselben zu extorzen unternehmen, deren offizielle Organe sich einer unzulässigen und ungehörigen Sprache bedienen, die Unzufriedenheit schüren, das Vertrauen zu den Vorgesetzten untergraben und sogar durch eine fortgesetzte Herabsetzung der Achtung vor letzteren die Disziplin gefährden.“ Die kaiserlichen und königlichen Beamten müßten ihren „alten Ruhm der Treue, der unentwegten Pflichterfüllung und der Disziplin“ sorgfältig wahren und sich hüten, durch unzulässige Agitationen auch nur den Schein zu erwecken, als wenn sie, selbst unbewußt, auf Wege gerieten, die durch die unausbleiblichen Folgen dem Staate und ihnen selbst nur zum schwersten Schaden gereichen würden. „Niemals mehr als in der gegenwärtigen Zeit — so schließt die Warnung —, wo die Umsturzpartei an den Grundfesten unsers Vaterlands zu rütteln sucht, ist dies eine der obersten Pflichten aller öffentlichen Beamten. Sie müssen es als eine Ehrenpflicht erkennen, in dieser Richtung der königstreuen Bevölkerung ein Vorbild zu geben.“

Wenn schon die mißbräuchliche Anwendung des Koalitionsrechts bei den Arbeitern zu ernstern Gefahren führt, so ist sie im Beamtentum völlig unverträglich mit der Disziplin, ja mit einem gedeihlichen Funktionieren des Staatswesens überhaupt. Die leitenden Stellen im Reich und im Staat haben allen Grund, darüber keinerlei Zweifel unter den Beamten aufkommen zu lassen. Die Beamten als Staatsdiener müssen sich nun einmal in der Ausübung der Rechte, die den Staatsbürgern zustehen, gewisse Schranken auferlegen, und dazu gehört das Koalitionsrecht.

Daß diese Beschränkung, ja man kann wohl sagen: dieser Verzicht auf den